Vom Eigenwert der Natur – Grundzüge einer Naturschutzethik

Martin Gorke

Ohne Ethik geht es nicht

»Was haben wir von 400 Feldhamstern, die ohnehin nie jemand zu Gesicht bekommt? Ist es nicht wirklichkeitsfremd, wegen dieser paar Nager den Bau eines Eishockey-Stadions zu blockieren?« So kürzlich die Frage eines Journalisten zu dem Vertreter eines Naturschutzverbandes. Spätestens wenn der Naturschutz mit Anwürfen dieses Kalibers konfrontiert wird, kommt er nicht mehr umhin, sich seiner ethischen Grundlagen zu vergewissern: Warum ist es sinnvoll und notwendig, sich für die Natur einzusetzen? Mit welchen Argumenten kann und soll der Naturschutz seine Anliegen in der Öffentlichkeit verfechten?

Nach verbreiteter Ansicht gibt es eine Fülle verschiedener Argumente zum Schutze der Natur, unter anderem ethische. Das ist ein Missverständnis. *Alle* Naturschutzbegründungen, auch die sogenannten wissenschaftlichen, sind letztendlich ethische Begründungen, das heißt sie tragen zumindest eine ethische Komponente in sich. Dies liegt daran, dass sie Forderungen formulieren, also sagen, was sein soll bzw. was man unterlassen sollte. Einen solchen Sollanspruch kann keine Wissenschaft begründen, nur die Ethik. Wissenschaft kann beschreiben, was *ist*, aber nicht sagen, was sein *soll* (Birnbacher 1980, 107). Ein Beispiel mag dies verdeutlichen. Wenn wir sagen, die weitere Abholzung der tropischen Regenwälder sei aus ökologischen Gründen zu verhindern, so soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass nach derzeitigem Stand ökologischen Wissens vor weiteren Abholzungen *dann* abzuraten ist, *wenn* wir nicht einen Klimawandel riskieren wollen. *Ob* wir den Klimawandel riskieren sollen bzw. dürfen, kann die Ökologie nicht beantworten. Sie kennt keinen Unterschied zwischen »guten« und »schlechten« Klimazuständen. Um zu einer dahingehenden Bewertung zu kommen, müssen so genannte Endzwecke bzw. Eigenwerte ins Spiel gebracht werden. Das sind Werte, die nicht nur angestrebt werden, damit andere Werte verwirklicht werden können (Nutzwerte), sondern Werte, die es um ihrer selbst willen zu respektieren gilt. Das Wohl späterer Generationen von Menschen, Tieren und Pflanzen sind solche Eigenwerte, die eine Manipulation des Weltklimas verbieten. Doch wie kann man sie begründen? Woher weiß man, dass es Eigenwerte gibt?

Nutzwert und Eigenwert

Wer glaubt, *alle* Werte seien letztendlich Nutzwerte und der Eigenwert ein Hirngespinst von Philosophen, sei an einen Eigenwert erinnert, der für ihn stets außerhalb jeglicher Diskussion steht: *sein eigener*. Zwar ist es möglich und durchaus üblich, das eigene Leben als Mittel für übergeordnete Zwecke (wie etwa die Familie, die Firma, die Nation oder die Wissenschaft) zu verstehen, doch würde kaum jemand die Behauptung akzeptieren, sein Wert *erschöpfe* sich hierin. Wir betrachten es als Selbstverständlichkeit, dass unser Leben über all solche Nutzenfunktionen hinaus *an sich* wertvoll ist.

Indes werden nur ganz wenige Menschen hierbei stehen bleiben. So gut wie jeder räumt zumindest seiner Familie, seinen Freunden und jenen Menschen, denen er sich verbunden fühlt, ebenfalls einen Eigenwert ein. Dass es Eigenwerte »gibt« – in dem Sinne, dass wir sie uns und anderen immer schon zuschreiben – kann somit als gesichert gelten. Die Frage ist nur, *wem* außer diesen wenigen von uns geschätzten Personen wir sonst noch einen Eigenwert zuschreiben können und sollen. Allen Menschen oder auch Tieren und Pflanzen oder sogar der ganzen Natur? Das ist die zentrale Frage der Umweltethik, einer noch recht jungen philosophischen Disziplin.

Umweltethik erst 30 Jahre alt

Wenn man bedenkt, dass die philosophische Ethik auf eine Tradition von gut 2500 Jahren zurückblicken kann, muss es verwundern, dass ihre Tochter, die Umweltethik, erst 30 Jahre alt ist. Zwar gab es während der langen Geschichte philosophischen Nachdenkens über Gut und Böse immer wieder Ansätze, die auch moralische Rücksicht gegenüber Tieren und Pflanzen einforderten (z.B. die Ethiken der Pythagoräer, Schopenhauers, Benthams und Albert Schweitzers), doch blieben dies rückblickend meist Einzelstimmen, die von der Zunft nicht weiter verfolgt wurden.

Erst in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts änderte sich dies, als mit der Heraufkunft der ökologischen Krise und den Studien des Club of Rome unübersehbar wurde, dass dem Umgang mit der Natur Schranken gesetzt werden müssen. Rufe nach einer »neuen Ethik«, einer »ökologischen Ethik« wurden laut. Die akademische Philosophie hat die Herausforderung rasch angenommen und verschiedene Konzepte und Theorien entwickelt (siehe nebenstehender Kasten).

In diesem Aufsatz soll das weitreichendste und viel versprechendste dieser Konzepte vorgestellt werden, die so genannte holistische Umweltethik. Sie unterscheidet sich von der traditionellen anthropozentrischen Ethik dadurch, dass sie nicht nur Menschen einen Eigenwert zuschreibt, sondern ebenso der gesamten Natur. Im Holismus verdienen alle Menschen, Tiere, Pflanzen, Ökosysteme, Arten und natürlichen Prozesse *um ihrer selbst willen* Achtung. Wie kommt man auf eine solche Idee?

Hartnäckige Überzeugung

Zum Glück braucht man nicht immer auf die Ethik zu warten, um zu wissen, was normalerweise gut und böse ist. Oft sind moralische Intuitionen, also hartnäckige Überzeugungen unseres Gewissens, ihrer theoretischen Rechtfertigung durch die Ethik ein Stück voraus. So haben jene Vogelschützer sicherlich nichts von einer holistischen Umweltethik gewusst, die schon vor hundert Jahren »Seevogelfreistätten« für die vom Aussterben bedrohte Brandseeschwalbe einrichteten. Warum war es richtig, dass sie dies getan haben? Weil die Brandseeschwalbe für Menschen nützlich ist? Diese Begründung einer anthropozentrischen Ethik überzeugt gerade bei der Brandseeschwalbe denkbar wenig. Für einen ökonomischen Nutzen ist sie zu selten. Das Absammeln von Eiern lohnt sich nicht und würde die letzten Bestände vernichten. Wegen ihrer Seltenheit ist auch ihr ökologischer Nutzen nahezu gleich null. Als Spitzenart der Nahrungspyramide wird sie für die Aufrechterhaltung ökologischer Systemfunktionen nicht gebraucht. Zwar ist die Brandseeschwalbe als Teil des Ökosystems Wattenmeer vollständig von den Heringen und Sandaalen der Nordsee abhängig, doch diese könnten auf die Brandseeschwalbe leicht verzichten. Und der ästhetische Nutzen? Dass die Brandseeschwalbe hier einiges in die Waagschale werfen könnte, ist für den kundigen Naturfreund keine Frage. Doch Touristen kann dieser Gesichtspunkt natürlich nicht überzeugen. Gerade diese Form der »Nutzung« wird ihnen durch das Betretungsverbot der Brutstätten ja verwehrt!

Umweltethik – Übersicht über die verschiedenen Konzepte

In der Umweltethik gibt es vier verschiedene Grundpositionen. Sie unterscheiden sich im Umfang der Naturobjekte, denen ein Eigenwert zugeschrieben wird (Birnbacher 1989). Eigenwert bedeutet, dass etwas nicht nur aufgrund seines instrumentellen Wertes, seines Nutzens, rücksichtsvoll behandelt werden soll, sondern um seiner selbst willen. Ihm gegenüber bestehen *direkte* Pflichten.

Die Klassifikation der verschiedenen Konzepte lässt sich anhand konzentrischer Kreise veranschaulichen, die um den Handelnden, das Zentrum der Rücksichtnahme, geschlagen werden. Die Kreise symbolisieren dabei unterschiedlich große Moralgemeinschaften. Wie Abbildung 1 (s. Seite 18) zeigt, schließt jede Ausweitung der Rücksichtnahme alle früheren Rücksichten mit ein.

Anthropozentrische Umweltethik

Sie hat die kleinste Moralgemeinschaft: Moralische Verpflichtungen gibt es nur gegenüber Menschen. Nur der Mensch hat einen Eigenwert, da er das einzige vernunftbegabte und moralfähige Wesen ist (vgl. Norton 1987). Das Verhältnis zur außermenschlichen Natur ist stets ein indirektes: Ob ein Eingriff in die Natur gerechtfertigt werden kann oder nicht, hängt allein davon ab, ob und inwieweit Menschen dadurch beeinträchtigt werden. Klassisches Beispiel für diese Argumentationsweise ist die Begründung des Tierschutzes durch Immanuel Kant. Kant ([1797] 1990, 83) hatte die Tierquälerei seinerzeit nicht deswegen als unmoralisch verurteilt, weil Tiere dabei leiden, sondern weil Tierquälerei den Menschen verrohe, das heißt das Mitleid gegenüber den Mitmenschen untergrabe.

Argumentationsschwächen:

- Der Schutz vieler unscheinbarer und seltener Arten lässt sich – ähnlich wie der Tierschutz bei Kant – nur mit Hilfe zweifelhafter, meistens beliebiger Argumente begründen.
- Auch dort, wo die Verteidigung bestimmter Arten mit Hilfe von Nutzenargumenten zufällig gelingt, empfinden viele Naturschützer intuitiv, dass diese Argumente gar nicht diejenigen sind, weshalb sie sich für die Natur einsetzen.
- Es ist kein überzeugender Grund ersichtlich, warum unter allen Gegenständen des Universums *nur* Menschen als Selbstzwecke verstanden werden sollten.

Pathozentrische Umweltethik

Diese will das Verbot der Tierquälerei in erster Linie als eine Pflicht gegenüber den Tieren selbst verstanden wissen. Alle leidensfähigen Naturwesen haben einen Eigenwert. Sie sind – da sie Bewusstsein haben – auch Träger von Interessen. Neben dem Menschen haben somit auch »höhere« Tiere – im wesentlichen Wirbeltiere – einen moralischen Status. »Niedere« Tiere und Pflanzen sind nur insofern moralisch relevant, als ihre Vernichtung bei bewusst empfindungsfähigen Wesen Schmerz und Leid hervorrufen kann (Singer 1984).

Argumentationsschwächen:

- Jede Grenzziehung zwischen Lebewesen mit und ohne Leidensfähigkeit ist fragwürdig, da es, nach allem was wir über uns und andere Lebewesen wissen, verschiedene Grade des Bewusstseins gibt.
- Selbst wenn man wirbellosen Tieren wie Libellen oder Schmetterlingen die bewusste Empfindungsfähigkeit abspricht, ist damit noch lange nicht gesagt, dass ihr unbewusster Lebenswille nicht ebenfalls um seiner selbst willen respektiert werden sollte (vgl. Rolston 2001).
- Für den Artenschutz ist die Pathozentrik wenig hilfreich, da nur drei Prozent aller Arten zu den leidensfähigen Wirbeltieren gehören.

Biozentrische Umweltethik

Die biozentrische Umweltethik schlägt den Radius der direkten moralischen Rücksichtnahme noch ein Stück weiter. Alle Lebewesen, unabhängig von ihrer Organisationshöhe, haben bei ihr einen moralischen Status. In der Regel wird dies über einen erweiterten Interessenbegriff begründet, der auch den unbewussten Lebensdrang von Pflanzen und niederen Organismen umfasst. Auch niedere Organismen sind Subjekte von Zwecken und damit um ihrer selbst willen da (Taylor 1986).

Argumentationsschwächen:

- Gerade diejenigen Naturobjekte, die im Zentrum naturschützerischer Bemühungen stehen – Arten, Ökosysteme und natürliche Prozesse – lassen sich mit dem rein individuenbezogenen Ansatz der Biozentrik nur unzureichend verteidigen.
- Stehen im Rahmen von Naturschutzmaßnahmen die wenigen Mitglieder einer seltenen Art in Konkurrenz zu den vielen Mitgliedern einer häufigen Art, so gibt es aus Sicht des Biozentrismus keinen Grund, die seltene Art bevorzugt zu schützen.
- Auch wenn der Schutz des Lebendigen dringlicher sein mag als der Schutz des Unbelebten, ist kein überzeugendes Argument ersichtlich, warum ein Stalaktit, eine Wanderdüne oder ein Gebirgsmassiv nicht ebenfalls um ihrer selbst willen rücksichtsvoll behandelt werden sollten.

Holistische Umweltethik

Diese nimmt unter den Ethiktypen den umfassendsten Standpunkt ein. Auch die unbelebte Materie und Systemganzheiten wie Arten, Ökosysteme und die Biosphäre als Ganzes haben in ihren Augen einen Eigenwert und sind damit im Bereich direkter menschlicher Verantwortung. Nichts Natürliches existiert nur als Mittel für anderes. Alles existiert auch um seiner selbst willen und ist damit zumindest potenziell moralisches Objekt (Gorke 1999).

Allerdings bedeutet diese Gleichheit hinsichtlich des Eigenwertes nicht, dass Menschen, Fischotter, Bäume, Steine und Ökosysteme nun auch alle gleich behandelt werden müssten. Nach dem auch in der zwischenmenschlichen Ethik gültigen Gleichheitsgrundsatz ist Gleiches gemäß seiner Gleichheit gleich zu bewerten und zu behandeln, Verschiedenes je nach Art seiner Verschiedenheit aber entsprechend verschieden.

Probleme:

- Da die Moralgemeinschaft der holistischen Umweltethik größer ist als die der anderen Ethiktypen (siehe Grafik), treten in ihr auch mehr Zielkonflikte auf.
- Vorrangregeln, mit deren Hilfe diese Zielkonflikte (zumindest teilweise) bewältigt werden könnten, sind von Ethikern erst in Ansätzen ausgearbeitet worden.

Dennoch wird hier für eine holistische Perspektive im Naturschutz plädiert und zwar aus folgenden Gründen:

- Die holistische Ethik trägt dem universalen Anspruch von Moral am konsequentesten Rechnung: Kein Naturwesen wird aus der Moralgemeinschaft ausgeschlossen.
- Es gelingt ihr von allen Ethiktypen am besten, grundlegende naturschützerische Intuitionen zu rekonstruieren (wie z.B. die Intuitionen des Tierschutzes, des Wildnisschutzes und des umfassenden Artenschutzes)
- Sie wird den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über die Eingebundenheit des Menschen in die Natur ebenso gerecht wie der geisteswissenschaftlichen Einsicht in seine Sonderstellung als erkenntnisfähiges und moralisches Wesen.

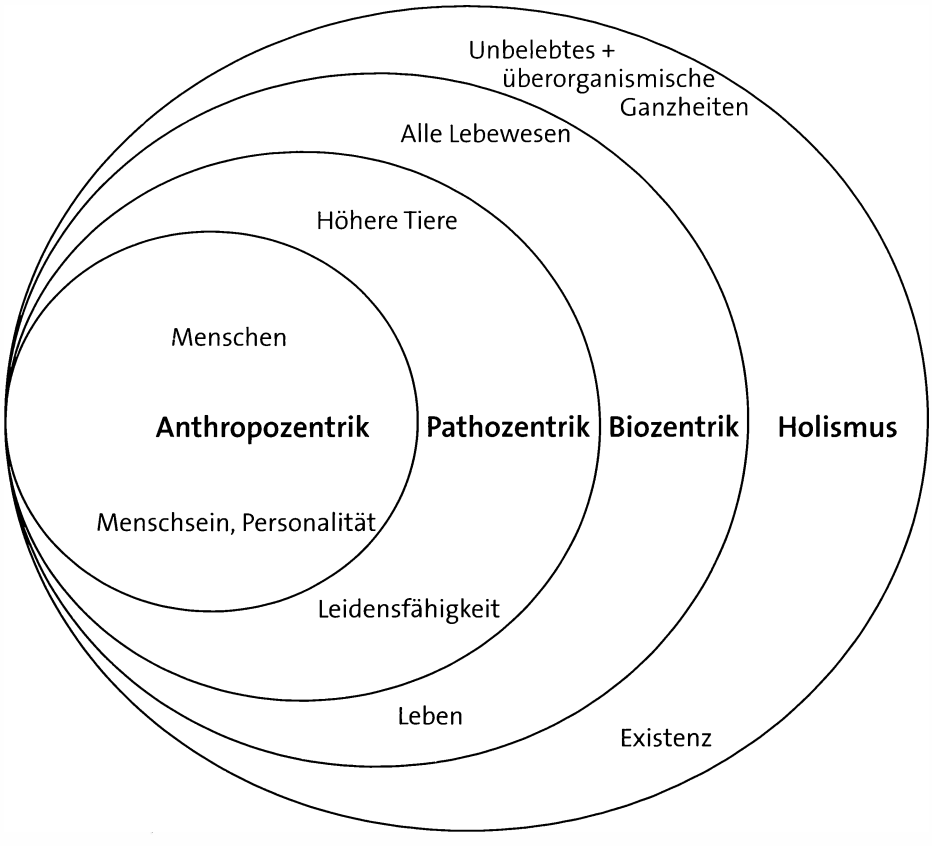

Abb. 1: Grundtypen der Umweltethik und die Bereiche direkter menschlicher Verantwortung. Oben sind die Naturobjekte aufgeführt, denen ein Eigenwert zugeschrieben wird, unten die Kriterien, die für moralische Berücksichtigungswürdigkeit angeführt werden.

Was bleibt dann noch zur Verteidigung der Brandseeschwalbe? Viele Naturschützer sehen sich hier in einer Zwickmühle. Einerseits »wissen« sie intuitiv, dass es neben eventuellen Nutzenerwägungen einen weiteren und letztlich gewichtigeren Grund gibt, die Brandseeschwalben vor dem Aussterben zu bewahren: *die Vögel selber*. Andererseits glauben sie, dass der Verweis auf ihren Eigenwert in der politischen Diskussion nicht viel zählt. Vielfach wird er für »bloß emotional« gehalten. Das ist falsch. Der Eigenwert der Natur ist inzwischen nicht nur in Gesetzen und internationalen Abkommen festgeschrieben, so beispielsweise im neuen Bundesnaturschutzgesetz, im Schleswig-Holsteinischen Nationalparkgesetz sowie in der Biodiversitätskonvention des »Erdgipfels« von Rio, er lässt sich darüber hinaus auch rational gut begründen.

Eine der ältesten Seevogelfreistätten Europas ist die Hallig Norderoog im Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer. Sie wird seit dem Jahre 1909 vom Verein Jordsand betreut.
Foto: Martin Gorke

Alle sind mit im Boot

Wie jede Begründung muss auch die Begründung der holistischen Ethik von irgendetwas ausgehen (voraussetzungsloses Begründen gibt es nirgendwo, nicht einmal in der Mathematik). Dabei empfiehlt es sich, mit etwas zu beginnen, was sehr viele Menschen teilen (oder doch wenigstens diejenigen, mit denen man sich über Ethik unterhält). Eine solche Position ist der »moralische Standpunkt«. Darunter versteht man in der Ethik die Gegenposition zum Egoismus, also die Grundsatzentscheidung, mit Anderen nicht nach Belieben und aus einer Position der Macht heraus umzuspringen, sondern sich in seinem Umgang mit ihnen nach verallgemeinerbaren ethischen Prinzipien auszurichten (Frankena 1986, 138). Die »Goldene Regel« beispielsweise ist ein solches Prinzip. Sie verbietet, anderen etwas anzutun, was man bei vertauschten Rollen nicht akzeptieren würde.

Was hat diese freiwillige Beschränkung des eigenen Handelns mit der Frage zu tun, welchen Naturwesen ein Eigenwert zugebilligt werden soll? Hat man sich zugunsten des moralischen Standpunktes entschieden, kann man bei der Antwort nicht wählerisch sein. Würde man nämlich bestimmten Wesen einen Eigenwert zubilligen und anderen nicht, würde man genau jene Haltung der Macht und Willkür an den Tag legen, die Kennzeichen des Egoismus ist. Die *konsequente* Alternative zum Egoismus kann also nur lauten: Rücksicht auf beliebiges Anderes. Dies ist genau die Position des Holismus. Der Kategorische Imperativ, wie ihn Kant ([1785] 1965, 52) formulierte, wäre in einer holistischen Umweltethik somit folgendermaßen zu erweitern: »Handle so, dass du alles Seiende niemals nur als Mittel, sondern immer zugleich als Selbstzweck gebrauchest.« Oder anders gesagt: »Instrumentalisiere andere Wesen und Gesamtsysteme so wenig wie möglich.«

Holismus praktisch

Nun *müssen* wir aber ständig in Ökosysteme eingreifen, um leben und überleben zu können. Als »biologischer Konsument« im oberen Teil der Nahrungspyramide kann der Mensch gar nicht anders, als fortwährend andere Organismen für seine Zwecke zu nutzen. Ist da ein Moralprinzip nicht sinnlos, das die Instrumentalisierung aller Naturwesen grundsätzlich untersagt? Anders gefragt, was nützt eine moralische Regel, die mehr Ausnahmen erzwingt, als Befolgungen ermöglicht?

Die Antwort: Sie lotet trotz aller Abstriche bei Zielkonflikten und trotz unvermeidlicher Zugeständnisse an das Eigeninteresse des Menschen das Maximum an Möglichkeiten zum Schutze der Natur aus, denn Eingriffe in die Natur stehen nun prinzipiell unter Begründungslast. Im Gegensatz zur anthropozentrischen Ethik bedürfen Beeinträchtigungen nichtmenschlicher Lebewesen und von Gesamtsystemen in einer holistischen Ethik grundsätzlich der Rechtfertigung. Dabei gilt, dass eine Beeinträchtigung umso weniger rechtfertigbar ist, je weniger sie sich auf grundlegende Notwendigkeiten oder gar existenzielle Zwänge berufen kann. Während etwa die Abtötung von Pockenviren auch in einer holistischen Ethik das Notwehr- bzw. Nothilferecht in Anspruch nehmen kann, wäre die Planierung eines Froschtümpels, allein um den Kurvenverlauf einer Straße für höhere Geschwindigkeiten tauglicher zu machen, mit dieser Ethik nicht zu rechtfertigen. Nimmt man das auch in der zwischenmenschlichen Ethik allgemein anerkannte Prinzip der Verhältnismäßigkeit ernst, darf man Luxusinteressen des Menschen gegenüber den existenziellen Interessen anderer Arten keinen Vorrang einräumen (vgl. Taylor 1986, 273f.). An diesem Punkt wird deutlich, worin das Hauptunterscheidungsmerkmal des Holismus gegenüber der Anthropozentrik besteht: Seine Herangehensweise bei Zielkonflikten ist gegenüber der der Anthropozentrik um 180 Grad gedreht. Während aus anthropozentrischer Sicht die *Einschränkung* einer prinzipiell unbegrenzten Verfügung über die Natur zu rechtfertigen ist, steht aus holistischer Sicht die *Verfügung* über eine prinzipiell unverfügbare Natur unter Rechtfertigungszwang. Der springende Punkt des Holismus ist seine Umkehr der Begründungslast.

Bei ästhetisch reizvollen Arten wie dem Tagpfauenauge leuchtet ein Eigenwert intuitiv meist sofort ein. Die Ethik versucht, diese Intuition in Argumente zu überführen und die moralische Achtung auf dem Wege des verallgemeinernden Denkens auch auf Arten zu übertragen, die nicht das Glück haben, zu den Fotolieblingen des Menschen zu gehören.

Foto: Martin Gorke

Der Schutz der stark bedrohten Brandseeschwalbe lässt sich mit Nutzenerwägungen allein nicht überzeugend begründen.

Foto: Martin Gorke

Kompass für das eigenverantwortliche Handeln

Es muss hier freilich eingeräumt werden, dass die meisten Konflikte im Umgang mit Natur nicht so eindeutig liegen wie in den Beispielen der Pockenviren oder des Froschtümpels. Oft ist es deutlich schwieriger, wenn nicht unmöglich, die Grenze des Zulässigen im Bereich zwischen Lebensbedürfnissen und Luxusinteressen objektiv zu bestimmen. Das bedeutet, dass das verantwortungsbewusste Individuum oft selbst herausfinden muss, wie weit es mit der eigenen Zurücknahme gehen kann und

Darf die Existenz des Moorfrosches dem weiteren Ausbau des Straßennetzes geopfert werden? Nimmt man den Eigenwert der Natur und das Prinzip der Verhältnismäßigkeit ernst, gibt es hierfür keine Rechtfertigung.

Foto: Martin Gorke

wann bei ihm der Zwang der Lebensnotwendigkeiten beginnt. Die Ethik kann ihm bei solchen Konflikten nur bis zu einem bestimmten Grad weiterhelfen. Zwar kann sie ihm anhand von Vorrangregeln ähnlich wie ein Kompass die Richtung weisen, doch den Weg durch das Gestrüpp des Alltags finden und die Einzelentscheidungen treffen muss der Handelnde selbst (Schweitzer 1991, 40). Vorausgesetzt er nimmt den Eigenwert der Natur wirklich ernst, braucht diese subjektive Komponente innerhalb des Holismus für die Natur nicht von Nachteil zu sein. Im Gegenteil besteht die Chance, dass sie die moralische Urteilskraft des Handelnden stärkt und verfeinert. Anstatt ihn mit vorgefertigten Wertehierarchien abzustumpfen und ihn mit Einzelanweisungen von Ethikexperten zu entmündigen, treibt sie ihn dazu an, das *eigene* Gewissen zu schärfen und dabei allmählich eine Haltung gegenüber Mensch und Natur zu verinnerlichen, die von größtmöglicher Rücksicht und Sympathie geprägt ist.

Natur als moralisches Gegenüber

Damit ist der wichtigste psychologische Effekt der holistischen Ethik bereits genannt: Indem sie der gesamten Natur einen Eigenwert zubilligt, verändert sie unsere Einstellung zu ihr. Zwar werden Tiere, Pflanzen, Wälder, Flüsse und Meere auch weiterhin als Ressourcen genutzt werden (müssen), doch erschöpfen sie sich nun nicht mehr darin. Sie werden unter holistischer Perspektive zu »Gegenübern«, die aus sich heraus Rücksicht und Respekt verdienen.

Kein Zweifel, dass diese veränderte Sichtweise die Erfolgsaussichten des Naturschutzes verbessert. Zur Verteidigung der Natur muss nun nicht mehr, wie in der Anthropozentrik meistens notwendig, der abstrakte Denkumweg über den Nutzen für spätere Generationen gegangen werden. Komplizierte und oft kontrovers geführte Fachdiskussionen über eventuelle ökologische Fernwirkungen (die den Laien oft eher verunsichern) erübrigen sich. Der moralische Kern der Argumentation, der aus dem Unrecht besteht, eine bestimmte Tier- oder Pflanzenart weiter zu gefährden oder gar auszurotten, ist nicht über einen theoretischen Gedankengang abgeleitet, sondern *unmittelbar* einsichtig: Das Wakenitztal, Rückzugsort für Fischotter und Eisvogel, existiert hier und jetzt, seine Bedrohung ist gegenwärtig aufzeigbar und zumindest prinzipiell sinnlich erfahrbar. Wie die Naturschutzpädagogik lehrt, ist eine solche Erfahrbarkeit für die seelische Verankerung moralischer Werte von großer Bedeutung.

An jedem Baum ein Preisschild

Doch ist der Nutzen der Natur für die heute lebenden Menschen nicht ebenso erfahrbar? Sollte man nicht »realistisch« sein und in der öffentlichen Auseinandersetzung ganz direkt an den menschlichen Eigennutz appellieren? Ist dies der Verwirklichung von Naturschutzzielen nicht viel förderlicher, als auf die begrenzte Fähigkeit des Menschen zu Mitgefühl und Moral zu setzen? Eine solch pragmatische Einschätzung ist im Naturschutz weit verbreitet. So verständlich sie ist, so riskant ist sie. Oft vergessen Naturschützer, dass sie mit der Wahl ihrer Argumente indirekt auch das gesellschaftliche Klima prägen.

Wenn in Naturschutzbegründungen immer wieder vorrangig an den Eigennutz appelliert wird, wird dabei in der Öffentlichkeit nicht nur der falsche Eindruck geweckt, die »egoistischen« Argumente seien grundsätzlich die stichhaltigsten. Es wird auch die bereits vorherrschende Einstellung bestärkt, das Nutzendenken als solches sei für das Individuum die einzig vernünftige Art, mit seiner Umwelt in Beziehung zu treten. So als ob es völlig selbstverständlich wäre, allen Dingen dieser Erde ein Preisschild aufzukleben. Je mehr sich diese Ideologie dabei im allgemeinen Bewusstsein verfestigt, desto schwieriger wird es, in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen überhaupt noch mit anderen als nutzenorientierten Argumenten auf Gehör zu stoßen.

Die von vielen Naturschutzpraktikern aus taktischen Gründen vorgenommene Einlassung auf die Geschäftsordnung des wirtschaftlich-instrumentellen Denkens hat somit einen hohen Preis: Sie nimmt nicht nur in Kauf, dass sich ein ohnehin schon überwiegendes Nutzendenken in der Gesellschaft weiter ausbreitet und verstärkt. Sie bewirkt darüber hinaus, dass das einzige Argument, das auch den Schutz »nutzloser« Arten stichhaltig begründen könnte, das Eigenwert-Argument, durch eben diese Taktik langfristig zur Wirkungslosigkeit verdammt wird.

Sich nicht selbst das Wasser abgraben

Ebenso wird im Naturschutz oft übersehen, dass die Art der Argumentation auf den Naturschützer selbst zurückwirkt. Vorausgesetzt er hält den Eigenwert der Natur für den wichtigsten Grund für seinen Schutz, manövriert er sich mit der vorrangigen oder gar ausschließlichen Nennung von Nützlichkeitsgesichtspunkten in personale Widersprüchlichkeiten: Er redet anders als er denkt und fühlt. Eine Weile mag diese Unstimmigkeit um eines guten Zweckes willen gut gehen, doch langfristig ist sie für den Naturschützer schädlich. Werden die Gefühle und Gedanken, die sein

Vor dem Hintergrund unseres heutigen astronomischen Wissens lässt sich ein anthropozentrisches Weltbild nicht mehr aufrechterhalten. Komet Hale-Bopp mit seinem 100 Millionen Kilometer langen Gas- und Staubschweif. Rechts im Bild das Sternbild Kassiopeia (»Himmels-W«).
Foto: Martin Gorke

Naturschutzengagement speisen, durch die vorgeschobenen Argumente ständig unterdrückt, verlieren sie allmählich ihre Kraft und verflüchtigen sich eines Tages ganz (Meyer-Abich 1984, 50).

Naturschützer, die allein aus taktischen Gründen anthropozentrisch argumentieren, manövrieren sich somit in eine paradoxe Situation hinein: Sie untergraben mit ihren vorgeschobenen Argumenten genau jenes Gefühl der Verantwortung, dessentwegen sie sich ursprünglich für den Naturschutz engagiert haben (Tribe 1980, 40). Nicht von ungefähr berichten viele Naturschützer, dass sie sich unaufrichtig vorkommen, wenn sie ihrer Verantwortung gegenüber der Natur mit Nutzenargumenten Ausdruck verleihen. Sie scheinen zu spüren, dass diese Art der Begründung nicht nur hinter ihren moralischen Intuitionen zurückbleibt, sondern auch hinter ihrem Wissen über die Welt.

Erwachen zur Wirklichkeit

Dieses Wissen, das wir über uns und unsere Stellung in der Natur heute haben bzw. haben könnten, ist nämlich ein anderes als zu der Zeit, als die anthropozentrische Ethik entstand. Damals war es selbstverständlich anzunehmen, der Mensch sei Mitte und Endzweck des Weltalls und die ganze übrige Natur in erster Linie zu seinem Nutzen und seiner Erbauung geschaffen.

Die Einsichten der modernen Naturwissenschaften sprechen eine andere Sprache.

Die Astronomie hat uns gezeigt, dass sich unser Planet im äußeren Bereich einer Milliarden von Sonnen umfassenden Spiralgalaxie befindet, die wiederum nur eine von Milliarden von Galaxien ist.

Durch die Evolutionsbiologie haben wir erfahren, dass der Mensch im Laufe einer langen Zeugungskette aus der Natur hervorgegangen und insofern mit allen anderen Arten verwandt ist.

Die Paläontologie lehrt uns, dass es schon lange vor uns reichhaltige Lebensgemeinschaften auf diesem Planeten gab und dass wir dieses gemeinsame Zuhause gleichsam »erst vor wenigen Minuten« betreten haben.

Schaut man diesen Befunden ins Auge, erscheint die eingangs zitierte Frage des Journalisten, ob der Schutz des »nutzlosen« Feldhamsters um seiner selbst willen nicht »wirklichkeitsfremd« sei, unter einem anderen Licht. Wirklichkeitsfremd mutet es dann eher an, *trotz dieses Wissens* die gesamte nichtmenschliche Natur immer noch so zu betrachten und zu behandeln, als sei sie zu nichts anderem als zu unserem Nutzen da. Vertretern jeder anderen Tierart würde man diese »provinzielle« Haltung durchgehen lassen, nicht jedoch der Art *Homo sapiens*. Charakterisiert sie sich doch selbst anhand zweier Fähigkeiten, die sie von allen anderen Arten unterscheiden: Erkenntnis und Moralität.

Literatur

Birnbacher, D., 1980: Sind wir für die Natur verantwortlich? In: Birnbacher, D. (Hrsg.): Ökologie und Ethik. Reclam Verlag, Stuttgart: 101–139.

Birnbacher, D., 1989: Ökologie, Ethik und neues Handeln. In: Stachowiak, H. (Hrsg.): Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens, Band III. Meiner Verlag, Hamburg: 393–417.

Frankena, W. K., 1986: Analytische Ethik. Eine Einführung. Deutscher Taschenbuch Verlag, München.

Gorke, M., 1999: Artensterben. Von der ökologischen Theorie zum Eigenwert der Natur. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart.

Meyer-Abich, K. M., 1984: Wege zum Frieden mit der Natur. Praktische Naturphilosophie für die Umweltpolitik. Hanser Verlag, München.

Norton, B. G., 1987: Why preserve natural variety? Princeton University Press, Princeton, New Jersey.

Rolston, H. III, 2001: Respekt vor dem Leben. Das berücksichtigen, was Singer als belanglos ansieht. Natur und Kultur 2(1): 97–116.

Schweitzer, A., 1991: Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten. Beck Verlag, München.

Singer, P., 1984: Praktische Ethik. Reclam Verlag, Stuttgart

Taylor, P. W., 1986: Respect for nature. A theory of environmental ethics. Princeton University Press, Princeton, New Jersey.

Tribe, L. H., 1980: Was spricht gegen Plastikbäume? In: Birnbacher, D. (Hrsg.): Ökologie und Ethik. Reclam Verlag, Stuttgart: 20–71.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Dr. Martin Gorke
Universität Greifswald
Botanisches Institut / Umweltethik
Grimmer Str. 88, 17487 Greifswald
e-mail: gorke@uni-greifswald.de

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Seevögel - Zeitschrift des Vereins Jordsand zum Schutz der Seevögel und der Natur e.V.

Jahr/Year: 2004

Band/Volume: 25_2_2004

Autor(en)/Author(s): Gorke Martin

Artikel/Article: Vom Eigenwert der Natur-Grundzüge einer Naturschutzethik 16-21